

22]

## Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

(Schluß.)

Der Hausbesitzer verdrehte die Augen und röchelte. Die Kinder schrieten. An der Thür zeigten sich Frauen.

Lene riß den Sinnlosen zurück.

„Denkt an die Kinder!... Nicht schlagen!... Hin aus mit ihm!“

Von einem Stoß getroffen flog der Hauseigentümer bis zur Thür. Gut und Stoß ließ er zurück. Ehe er entwich, schüttelte er die Fäuste und keuchte:

„Wird schon heimzahlt werden!... Steh' gut dafür!“

Sein Rückzug verzögerte sich.

Draußen vor der Hausthür hatte sich eine Schar Frauen eingefunden, junge, starke Weiber, die gewohnt waren, eine ecknerischere Gude Keißig aus dem Walde nach Hause zu tragen.

„Platz!“ schrie er. „Laßt mich durch!“

Der Kreis schloß sich um so fester.

Schon kamen die Liebenswürdigkeiten.

„Guten Tag, Herr Fleißner!... Pfänden wollen lassen?“

„Das Bettuch, wo die Tote drauf liegt?“

Er zog den Kopf ein.

„Ich hau'!“

Von allen Seiten flogen ihm die Fäuste entgegen.

„Lump!“

„Gauner, verdammt!“

„Schuft!“

„Die Knochen hätte er Dir brechen sollen!“

„Mir hat er ein neues Kleid versprochen, der Sauhund!“

„Der ist ja zu schlecht, daß ihn die Sonn' anscheint!“

Zu Nachbarhaus, einem neuen, einstöckigen Ziegelbau, öffnete sich ein Fenster; eine dicke Frau lehnte sich heraus und schrie:

„Laßt ihn nicht aus!... Einen Denkartel!... Einen Denkartel!“

„Seine Frau!“

Es wurde still.

Wie schlecht mußte der Kerl sein, wenn ihn seine eigene Frau nicht mochte!

„Die Arme!“

An der Grubenseite zeigte sich eine Lücke.

Der Hausherr erjah seinen Vorteil und sprang. Er hoffte an der Böschung Fuß fassen zu können, glitt aber aus und fiel in den Graben, in dem die Abfallwässer der oberen Gärtnereien flossen.

Ein Jubelgeschrei schlug auf.

Und die Weiber standen immer noch, schwagten und lachten, nachdem der völlig Durchnässte sich schon längst in sein Haus gerettet hatte.

Lene Gruber war die Nürnberger Straße hinauf, nach Siechenhaus zu, gegangen. Bei den Schießständen bog sie nach dem Walde ab. Die Bäume standen weit von einander. Anfangs glaubte sie, der Ausstieg sei geschehen, um für die Schützen und Soldaten, die sich hier in ihrer Kunst übten, mehr Licht zu bekommen. Aber bald merkte sie, daß alle Föhrenbestände so licht waren. Da erinnerte sie sich, was Gruber ihr über den Plänterhieb erzählt hatte. Das mochte es wohl sein. Bauholz war teuer und stets gesucht in der Stadt, der Wald nur einen Katzenprung ab; da konnte sich jeder Zimmermeister Stamm für Stamm auswählen, was er brauchte. Die Fichten standen so dicht wie in Konradsreuth.

Der Jägersteig zog sich den Hang hinauf. An ver-sumpften Wassertümpeln kam Lene vorbei, die nach wilder Krausenrinne und Kresse rochen. Jrgendwo gluckte eine Quelle. Die leise Stimme eines Rotkehlchens ließ sich hören: Ein überreifer Herrenpilz, voll von Würmchen, mußte im nächsten Dickicht stehen.

Der Pfad führte an einer Waldwiese vorbei. Die Striche

der Senfe waren noch zu sehen. Wagenspuren, der feine Duft der Grummet-Sträucher schwebte über der Dichtung.

Wie in Konradsreuth kam es Lene vor. Wenn sie an einem der Tage, da der Herbst naht, in den Wald gegangen. Still und ruhig standen die Bäume. Die Hitze des Sommers wie ausgekehrt. Die roten Zapfen der Fichten begannen sich zu bräunen. Kleine, gelbe Horzflugeln zeigten sich an den Stämmen. Außer einem Wispern, von dem man nicht sagen konnte, woher es kam, kein Laut. Der Wald schien zu lauschen. Auf Stimmen in weiter Ferne, die man nicht hörte, nur leise ahnte. Und der eigene Atem Klang zusammen mit dem Rhythmus des Waldes.

Manche solche Tage hatte Lene erlebt, seit einem Jahre keinen mehr. Jetzt war sie wieder da, diese beseligende Ruhe, die stark macht. Alle Erregung und Unrast der letzten Zeit war von ihr gewichen. Sie ahnte, was es gewesen, und wie nahe sie daran war, zu fallen. Aufatmend lächelte sie, wie ein Sieger, dem die That gelungen.

Durch einen Zufall?... Nein, nicht allein. Was sie Gruber gelehrt, brachte den schnellen Umschlag. Gischendes Wasser und eine Felswand.

Gruber!

Rein und hell stand sein Bild wieder vor ihr, wie von einer Glorie umflossen. Nichts mehr würde es ihr trüben, sie fühlte, sie wußte es.

Lene war auf eine freie Stelle hinausgekommen. Drüben der rote Felsen der Kollenburg. Im Frühjahr, erzählten die Studenten, sei der Platz ganz mit Maiglöckchen überflanden. Da und dort die ausblühende Eger, zwei, drei Häuser eines Dorfes, einige Feldbreiten, sonst Wald und wieder Wald bis hinauf ins Gebirge.

Sie wandte sich und stieg höher. Sanct Anna mit seiner Kirche und dem großen Pfarrhofe lag vor ihr. Im Wirtshause ließ sie sich eine Wurst, Brot und Bier geben und aß und trank mit Appetit. In den hohen Binden, unter denen sie saß, schwakte ein Schwarm Staare; sie berieten über die Abreise.

Bauern von Pilmersreuth kamen herauf zum Abend-trunk. Lene zahlte und ging. Sie wollte allein sein.

Ueber den Berg hinab ließ sie ihren Füßen freien Lauf. Ueber einen Graben setzte sie, mit beiden Füßen zugleich ab-springend, und freute sich, als der Sprung gelungen. Dann blickte sie sich um. Wenn sie jemand gesehen hätte?

Ach was!

Auf halber Höhe kam sie aus einem Föhren-Stangenholz heraus. Ein Dankstüß war da ins Erdreich geschnitten und mit Rasen verkleidet. Sie ließ sich nieder.

Die Sonne war am Untersinken, aber die Stadt, das ganze Land lag vor ihr, übergossen von den hellen, klaren Strahlen.

Fern zur Linken der blaue Stamm des Erzgebirges. Dann ein Berg, der sich wie ein Damm zum Kaiserwald hin-überschob, mit einem Flecken und einer zweitürmigen Kirche auf dem halbklaren Rücken: Maria Kulm. Der Kaiserwald selbst, wie ein blauer, großer Klumpen. Als stünden sie auf Terrassen übereinander, erschienen die Häuser von Teschau. Aus einer Waldlücke leuchtete freundlich Königswart. Trübig, ein Niese für sich, alles überragend und tief in die Erde greifend, wie ein alter Baum, der Tisln. Und im Kessel ein welliges Hügelland, überlät mit Dörfern und Weilern, dunklen Gehölzen und buschigen Baumpflanzungen, durchzogen von hellen Strahlen, Eisenbahnen und dem silbernen Bande der Eger. Und Felder und Felder und Felder. Sturzäcker, hier rötlich schimmernd, dort tief schwarz. Fahle Stoppeln. Und Wiesen. Die Eger hinab, an den Bächen und Teichen.

Lenes Blick glitt wieder nach Maria Kulm hinüber. Die Straße, die sich von Rabengrün den Berg hinaufzieht, war deutlich zu sehen. Wie oft war sie den Weg gegangen, um für die Mühleßener Kirche Hostien zu kaufen von dem alten Frater, dessen Kutte vorn ganz mit Schnupftabak bestreut war, daß man schon niesen mußte, wenn er nur in den Kreuz-gang einbog. Und einmal hatte ihm der Kaspar, des Onkels Aeltester, die Dose, in die ein Viertelpfund hineinging, ver-steckt; als sie wieder hinaufstamen, schnupfte der alte Mann aus einer Düte.

**Milchlecken!**

Das mußten die beiden Pappeln sein, die vor der Kirche standen. Sie waren schon zu ihrer Zeit alt und wipfeldürr... Daß sie sich so lange hielten! Und da war ja auch der Turm, vieredig und plump wie ein Festungsturm aus der Schwedenzeit. In den Schalllöchern hatte sie gefessen und über das Land geblüht, voll Sehnsucht, das Herz geschwellt von Wünschen. War etwas in Erfüllung gegangen? Von den Kinderträumen wohl keiner. Wenn sie aber wieder an Leibtsch dachte, an den Tag, da man ihnen den in der Eger ertrunkenen Vater ins Haus gebracht hatte, wie sie die Tante abgeholt, um Mutterstelle an ihr zu vertreten — vorwärts gekommen war sie doch.

Der große Baum vor Ensenbrud mußte die alte Föhre sein, nach der sie sich richtete, als sie in der Nacht vor dem ekligen Hofbauer floh. Hatte sich tot geschossen, der Lump, und war kein Schad' um ihn!

Sollte denn die lustige Schmiedmeisterin von Hartessenreuth noch leben?... Sie mußte doch einmal den Bauer am Bühl fragen... Wie hatte sie gesagt? „Wer schnell ernst wird, is bald alt! Das Lachen, Mädels, is keine Sünd“... Hatte sie, die Gute, Fröhliche, recht gehabt?... War ihre Lebensauffassung nicht eine doch zu ernste?... Ach, ihr Leben war hart gewesen, vom Anfang an... Sie besah ja noch das geblühte Brusttuch, das ihr die Schmiedin als Hochzeitsgeschenk gegeben.

Aus der Hochzeit war nichts geworden.

Der Stingl-Hans!

Lene mußte lächeln. „Ruhbäuerin“ in Katengrün? Das konnte sie sich heute gar nicht mehr vorstellen. Und wie hatte sie damals gemeint, als sie das Geld, das ihr Liebster brauchte, um das väterliche Wirtschaftl übernehmen zu können, nirgends aufzutreiben vermochte! Jahrelang hatte sie daran getragen. Und heute?... Was sollte man thun, an was sollte man sich halten, wenn immer alles anders kam, man heute dafür dankbar war, da früher etwas fehlschlug, das man damals mit aller Inbrunst gewollt?

Ganz deutlich glaubte sie Grubers Stimme zu vernehmen:

„Wenn Du nicht vor Dir selbst zu erröten brauchst, hast Du recht gethan!“

Lene gab sich einen Ruck, ihre Augen wanderten.

Da lag die kleine Höhe vor dem Walde, der herabsteigende Garten mit den Obstbäumen, das Forsthaus und dahinter die Holzhauerhäuschen: Konradsreuth! Wo das Schwarzholz gestanden, hatte eine Lücke, aber gegen den Fichten zu ragte noch die dunkle Mauer des Waldes; und von ihr hob sich zum Greifen deutlich die Siedelung ab. In den Fenstern leuchtete die untergehende Sonne.

Lebenspilgerschaft! Lene hatte das Wort von einem Prediger gehört. Jetzt fiel es ihr wieder ein. Unter ihr lagen alle Stationen, die ihr bisher geworden im Leben. Und keine war darunter, auf der sie gegen ihren Willen verweist...

„Erlaubt?“

Eine kleine Gestalt stand vor Lene. Sie erkannte den Doktor Schmidt. Wie immer hatte er die ledernen Ueberschuhe an, trug er den alten Regenschirm halboffen unter dem einen, ein Buch unter dem andern Arm. Der Blick seiner Fischeugen ging gerade aus, irgend wohin. Er mußte um die Waldspitze, vom Pulverturm her, heraufgekommen sein.

Lene nickte.

„Aber, Herr Doktor!“

„Nur einen Augenblick... Muß gleich wieder gehen... kuhwarme Milch trinken!... Gut... sehr gut für die Lungen!... Kann Ihnen empfehlen...“

Er riß die Augen noch weiter auf.

„Haben schon gehört?... Wahl... dritter Wahlkörper!... Aeh... Alles durcheinander!... Nur die Hauptbahne gewählt... Bürgermeister... Schuster Junf... der Brezelbäck... Sturm, selbstverständlich... Sonst alles Stichwahlen... Sturm übrigens tot...“

„Der Sturm?“

„Wissen das auch nicht?... Ja!... In München gestorben... Schwester dort gewesen... Ganze Verwandtschaft in Aufruhr!... Soll sein Geld einer Frau vermacht haben!... Sicher's weiß man noch nicht... Dummer Kerl!... Mein Geld kriegt Waisenhaus!... Die jungen Burschen sollen in die Welt hinaus... was lernen... Nicht hinter dem Ofen verfaulern... Immer gesagt... Muß gehen... Kuhwarme Milch... ja... Empfehle mich!...“

Er erhob sich, vorsichtig, damit dem alten Regendach nichts geschähe, und balancierte die Höhe hinab.

Lene sah vor sich hin.

So würde ihr Brief zu spät kommen!

Wenn sie die Frau war, von der der Doktor gesprochen? Sie schloß die Augen.

Wie ein Rausch stieg es in ihr auf.

Dann würden Lienes Kinder schnell eine Versorgung gefunden haben...

Und sie wäre frei und unabhängig, reich und keinem verpflichtet...

Mit beiden Händen faßte sie ihren Kopf und schüttelte ihn hin und her.

„Was würde Gruber sagen?“

Sie begann zu zittern.

„Du hast den Mann abgewiesen, weil Du ihn nicht mochtest. Jetzt willst Du sein Geld nehmen?... Er bedachte Dich, weil er glaubte, Du wärest ihm gut... Falsch bist Du, wenn Du es thust!... Und glaubte er nicht an Deine Liebe, willst Du ein Geschenk empfangen, wie ein Bettelweib?... Die Verwandtschaft um ihr Recht bringen?“

Lene suchte nach Gegengründen.

Die Verwandtschaft war reich...

Wie viel Gutes konnte sie mit dem Gelde süßen?!... Manchen talentierten Burschen gab es im Lande, dem man mit ein paar Gulden das Studium ermöglichen konnte...

Und die schlechte Armenversorgung der Stadt!...

So kam das Geld doch wieder auf den großen Haufen und heckte und heckte...

Sie riß die Hände von den Augen.

„Würde Gruber angenommen haben?...“

„Nein!“

Die Sache war entschieden. — —

Die Sonne war hinter Sanct Anna untergesunken.

Lene erhob sich.

Sie war gesund, und ihre Arme waren stark. Sie würde weiter arbeiten...

War sie denn nicht schon heute unabhängig?...

Als Fritz abgereist war, hatte sie den Jahresabschluss gemacht. Sie hatte die erhöhte Pension nicht in Rechnung gestellt, aber das Geld für Lienes Begräbnis und einige Gulden für die Kinder blieben schon noch übrig.

Studenten würde sie haben, so viel sie wollte. Von den armen konnte sie jedes Jahr einem mit durchhelfen. Und wie viel vermochte sie auch den andern zu nützen, die mit gefunden, frischen Hirnen und voll Verneifer aber ohne Manieren nach der Stadt kamen!...

Als wären es ihre eigenen Kinder, wollte sie sich ihren emehmen.

Ihr Inneres war ruhig.

Sie wußte, daß der Sturm, der sie die letzten Tage durchwühlte, der letzte gewesen.

Was auch die Zukunft bringen möchte, sie würde es nehmen, wie es kam, und sich so halten, daß Gruber, wenn er noch lebte, jagen müßte: Das hast Du recht gemacht. — —

Lene Gruber trat auf das Sträßchen hinaus, das am Groll-Keller vorbei nach der Stadt führte.

Aus den Fichten stieg der Rauch kerzengerade in die Luft. Ein neuer, schöner, klarer aber kühler Tag stand in Aussicht. Der Herbst war da!

„Auch meiner ist gekommen!“ dachte Lene.

Aber mit leuchtenden Augen ging sie hinab, an die Arbeit. — —

**Sonntagsplauderei.**

Unten im zweiten, aus weißen Glasursteinen schimmernden Energiegebäude des neuen „Vorwärts“-Hauses, Lindenstraße 69, wölbt sich weit und licht der Thronsaal der eisernen Majestät. Hier ragt sie gerühig, wie eines jener ungeheuren Dinosaurier, die in der Mammuthzeit der Erde ihre Riesenseiber schleppten. Es ist ein Nachtier. Am Tage schläft es und verdaut. Nachts aber, wenn ein geheimnisvoller Strom unsichtbar den Leib gewaltig durchflutet, dann wacht es auf, reißt seine stählernen Glieder und stürmisch freisend zaubert es eine Springslut schöpferischer Arbeit hervor, indem es in sein unerfätliches Gedärm ganze Wälder verschlingt, die zu Drudpapier gewalzt sind.

Siebenhundert Centner schwer, ist der Riese behend wie die zierlichste Tänzerin. Zwischen scharf geschliffenen Schwertern vermag er auf leichten Spigen zu wirbeln, ohne daß er einmal fehl tritt oder auch nur rasen muß, um Atem zu holen. Seine Lunge und sein Herz kennt keine Ermüdung. Und wenn er tanzt, erschüttert er nicht einmal das Haus, das sich über ihm erhebt. Er hat kein Neß auf einer Insel, völlig geschieden von dem Fundament, dem

Trägern, Pfeilern und Mauern des Gebäudes, mit dem er scheinbar verwachsen ist, in dem er haust. Er schafft nur rastlos, er zerstört nicht, ja, er stört nicht einmal, so rücksichtsvoll ist er.

Anfangs zwar schien es, als ob auch dieser gleichmütige Koloss vom Bogenlampenfieber gepackt sei und unzuverlässige Nerven habe. Aber das war nur der schlimme Einfluß der unter tausendenlei Weh jammernden Menschlein, die ihn neugierig umtribbelten. Schnell streifte er seine Befangenheit ab und arbeitete, regelmäßig, zäh, sicher, ohne Launen und Verstimmungen, mit dem geringsten Maß von Kraft die größte Leistung vollbringend. Kein Glied schlenkerte zwecklos, keines stolperte über das andere, nirgends entstand eine Reibung. In diesem Leibe wohnen nicht zwei mit einander habende Seelen, sondern nur eine klare, selbstgewisse Vernunft, die herrscht und leitet, ohne Zaudern und Zagen, rastlos in alle Ewigkeit. . . .

Die neue Dreidecker-Rotationsmaschine des „Vorwärts“, die auch die große Güte hat, Jocs Unleserlichkeiten zu Zehntausenden von Lesbarkeiten zu verhelfen, vermag 48 Seiten auf einmal herzustellen, sie schneidet die Bogen, ohne einmal fehzugreifen, sie faltet sie ineinander und sie führt über sie zählend und sondernd Buch, ohne sich jemals zu verrechnen. Menschiendienste verschmäht sie, nur als Handlanger oder auch als Stellner bemüht sie menschliche Hilfe. Fittert man die Maschine ausreichend, so wäre sie im stande, das ganze deutsche Vaterland mit Vorwärtsnummern und Sonntagsplaudereien zu pflastern, was gewiß sehr anmutig aussehen würde und die Kultur erheblich fördern möchte. Auch ist die Maschine in ihrer großen Menschenfreundlichkeit sogar bereit, den Lesern des „Vorfaltanzeigers“ in jeder gewünschten Zahl den „Vorwärts“ zu spenden.

Delmholz, der Physiker, hat einmal gemeint, wenn ein Optiker das menschliche Auge so lieidlich herstellen würde, wie es die Natur gethan hat, so würde man ihn wegen der Pfscharbeit gehörig rüffeln. Aber nicht nur das Auge, sondern die menschliche Natur im allgemeinen ist elende Pfscherei. Diese kümmerliche menschliche Natur aber bringt göttliche Werke hervor. Die Geschöpfe sind größer und klüger als der Schöpfer. Die Arbeit des Menschen läßt den Menschen vergessen, sie sammelt all seine himmelsklimmenden Fähigkeiten und tilgt seine Niedertracht und seine Narheiten. In der Maschine lebt die triumphiierende, aufwärts schreitende Geschichte der Menschheit. Die Maschine ist der höhere Mensch. Die Maschine ist weiser, kunstreicher als das Gehirn. Dieser räthelvolle Menschengestalt vermag das Eisen Vernunft zu lehren aber nicht den Menschen.

Wenn der fromm versponnene Mönch im dreizehnten Jahrhundert ächzend einen alten Autor, mit mühsam malenden Buchstaben und vielen Fehlern abschrieb, um das Werk zu „verbreiten“, dann lobte er wohl am Schluß aufsatzmünd von soviel harter Arbeit den Herrgott und bezeichnete seine Befreiung am Ende des Manuskripts in einem frohlockenden Sprüchlein. Hätte dem Schreiber damals ein Traum verrathen, daß es einst möglich sein werde, mittelst einer Masse gegliederten Eisens fast ohne Menschenhilfe in wenigen Stunden ungezählte Vervielfältigungen jeglichen Werks herzustellen, er hätte, trotz seiner Wunder- und Zaubergläubigkeit, über die gaukelnde Vision gelacht. In Wahrheit erscheint alles, was von Dichtern an utopischen Paradiesen erdormen ist, winzig und spielend möglich, wenn man sie an der unbegreiflichen und doch in jeder Nieme vernunftbegabten erfüllten Utopie einer modernen Druckmaschine mißt. In ein Stück Eisen vermögen wir eine Million Arbeiter zu bannen, die in einer vollendeten Organisation zweckmäßig schaffen. Im Dasein der menschlichen Gesellschaft gelang es bisher nicht, drei Willen zu einer vernünftigen Einheit zu schmieden.

Das Wunder, von dem jener Mönch nicht zu träumen gewagt hätte, ist fast selbstverständliche Wirklichkeit geworden. Der Menschenwitz ist vom isolierten Schreibgriffel zur Riesen-Rotationsmaschine, in der eine Welt von Händen und Griffeln erhebt ist, vorgezogen. Aber der Mönch sitzt noch immer in seiner Zelle und spinn die alten dunklen Bahngedanken aus der Griffelzeit, er mauert noch immer die lachende Welt der fruchttragende Arbeit in schaurige Katakomben, er streckt noch immer die freitheilsehenden Hirne auf die Folter einer engen, furchtamen und schredenden Gläubigkeit. Die Welt seiner Gedanken ist seit Jahrhunderten in den Angeln verrottet. Nur darin unterscheidet er sich vom alten: was er mit drei Fingern geschrieben, giebt er der Rotationsmaschine, daß seine Schrift zu Tausenden die Seelen ängstigen und knechten kann!

Wie armfelig wenig lebt von der prometheischen Vernunft, welche die Kraft der Elemente in den Dienst von Armeen stählerner Sklaven zwang, in der Gestaltung der Gesellschaft, deren Räder wider einander hinrutschen, deren Hebel zerbrochen und deren Venile verstopft sind — als hätten Kinder zusammengelesene Maschinentrümmer willkürlich zusammen gehämmert! Die schwarz-weißen Bilder des menschlichen Daseins, die die Rotationsmaschine erzeugt, sind ein Hohn auf den Verstand, der sie selbst besiegt. Die Technik der Gesellschaft ist noch prähistorisch, ein boshaftes, zweckloses Spiel von Wilden und Unmündigen. Der Genius der Menschheit, der in der Maschine lebt, wird mißbraucht, um Unrat zu säen, und die Zeugnisse menschlicher Rückständigkeit und Erniedrigung in ewigem Echo zu wiederholen. Sogar die Verhandlungen der Zollkommission muß diese erhabene Maschine druden.

Es ist ein unheimlicher Spuk, daß derselbe Mensch, der diese Maschinen erbanen konnte, in denen jedes Stahlzähnen zum Ganzen eine weiße Notwendigkeit darstellt, in denen die sieghaft schreitende

Mathematik körperlich ward, sein eignes gesellschaftliches Dasein als ein unsinniges, tolles, quälendes Chaos durcheinander wirrt. Zolltarif und Rotationsmaschine, das sind die Pole des Menschengestes, der zwischen Nartheit und göttlicher Vernunft weht. Hier ist alles höchstes, ineinander greifendes, zweckgemäßes Denken, dort wird das Widervernünftige zum Princip erhoben. Man wirft Steine zwischen die Räder, öft mit Sand und pugt mit Kost. Die Hebelgelege werden umgedreht, und mit dem größten Aufwand von Kraft wird ein albernies Nichts geschaffen. Ob sich wohl eine künftige Zeit wird vorstellen können, daß es einst eine Gesellschaft gegeben, in der Millionen Bürger hungerten, während die Schätze der Erde unbemüht sich häuften; daß man den blühenden Garten, in dem für alle die Früchte überreich sich darbotten, durch ein raffiniertes System von Stachelndraht, Fußangeln, Selbstschüssen und Fallgruben versperrte; in dem man die Ware, die menschliche Arbeit ringend schuf, lieber ins Meer warf als sie denen, die ihrer begehrten, zur Nahrung zu geben? Selbst wenn die Rotationsmaschine Juel söffe und dem Desirium verfiere, würde sie nicht jenes Maß von Bahntum erreichen, das im modernen Dasein den Austausch der Arbeitsprodukte versperrt: der Hunger erzeugt die Schätze, die Satten, die nichts gethan, verschlingen sie, und den Hungerigen, die sie schäufen, werden sie geweigert. Und damit dieses teuflische System recht von statten gehe, wird vor jedes Brot ein Zollwächter als Feindiger gesetzt.

Bedaurnswürdige Rotationsmaschine — wie kläglichen Dingen wirst Du Deine Kräfte leisten müssen! Mit Deiner tiefstimmigen Kunst wirst Du die mittlere Linie Bilows und den Laufkanal Pobjelskis der Welt künden. Du wirst all das ekle Gewäsch der Herrschenden des Tages verbreiten, immer aufs neue von dem Elend und den Lasten der Zeit reden, dem Lächerlichen dienen und für das Gemeine arbeiten. Und Du wirst unzählige Zeugnis ablegen, wie es die Menschheit so herrlich verzieht, sich selbst zu verwüsten und zu beschimpfen! Und zu solchem Thun lebt in Deinen ehernen Adern der Arbeitsertrag von Jahrtausenden höchsten geistigen Denkens und Ringens?

Du brauchst nicht ganz zu verzagen! Denn all das ekle Zeug giebst Du doch nur deshalb von Dir, um es zu überwinden. Dem Socialismus freien ja Deine Räder, in dem die menschliche Gesellschaft die Reife und Würde Deiner Vernunft dem eignen Dasein erkämpfen will und erlämpfen wird. Du dienst dem schaffenden Umsturz, das ist Dein Stolz und Dein Trost! —

J o o.

## Kleines feuilleton.

er. „Die Mutter als Erzieherin zur Kunst.“ Ueber dieses Thema sprach Freitagabend Dr. Max Osborn im Bürgerjaale des Rathauses. Der Redner ging davon aus, daß die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“, die diesen Vortragsabend veranstaltet hat, sich nicht über Mangel an Interesse für ihre Bestrebungen beklagen könne. Im Gegenteile mache sich schon ein gewisser Ueber-eifer geltend. Die Ideen der Vereinigung sind vielfach in falsche Hände geraten, so daß die ganze Bewegung Gefahr läuft, einem ungeheuren, allgemeinen Stumpfhum zu verfallen. Es scheint daher notwendig, noch einmal die Grundforderungen vor Augen zu halten. Vielleicht war es ein Fehler, sich mit der ganzen Sache so früh an die Schule zu wenden. Das Haus muß mehr herangezogen werden als die Schule. Sonst ist die Sache in Gefahr, im deutlichen Dogmatismus zu veranden. An die Frauen, die Mütter hat die Bewegung sich in erster Linie zu wenden. Es handelt sich nicht so wohl um Eintrichterung von Kenntnissen, als um die Pflege des künstlerischen Gefühles. Dies ist eine natürliche Gabe des Menschen, deren Keime im Kinde gepflegt werden müssen. Dazu ist zuvörderst die Mutter berufen. Frauenverächter unter den Männern pflegen zu sagen, daß die Frauen weniger Intelligenz als die Männer besäßen. Gott sei Dank — muß man sagen, daß es Menschen giebt, deren seeliches Leben sich nicht allein auf die Intelligenz aufbaut. Die Frauen sind die natürlichen Verbündeten im Kampf gegen das Uebermaß an Intelligenz. Die echte Frau stellt den Zusammenhang zwischen uns und der Natur wieder her, der den Männern im Gemüth des Lebens verloren geht. Dadurch ist die Frau zur künstlerischen Erziehung des Kindes viel eher berufen als die Männer, die mit ihrem Verstande nur zu leicht die zarten Blüten der instinktiven Kunstfreunde in dem kleinen Wesen künden. Und die Mutter hat am meisten Gelegenheit, auf das Kind einzuwirken. Bei der Ueberwachung des Kinderspiels kann die künstlerische Mission der Mutter sich zuerst und am stärksten erfüllen. Die Mutter könnte und sollte das Spiel leiten, dem sich jedes Kind kraft eines ihm innewohnenden Dranges hingiebt. Das Spiel für das Kind — die Kunst für den Erwachsenen: dazwischen ist kein großer Unterschied. Beim Spiel läßt sich die kindliche Phantasie ganz besonders anregen. Was macht das Kind alles aus einem alten Holzschuh, einem Lederfosa usw. Eine kluge Mutter aber wird dem Kind tausend neue Möglichkeiten zuführen. Die Auswüchse des realistischen Spielzeugs müssen unter allen Umständen ferngehalten werden. Solche lebensgroßen Puppen z. B. die zehn Worte sprechen können, haben für das Kind keinen Wert. Es liebt sie auch nicht, sie erregen bloß kein Staunen. Das Kind will gar nicht die Dinge selbst, sondern ein Symbol der Dinge haben. Der Besitz der realistischen Spielachen tötet die kindliche Phantasie. Die andern Spielachen aber, wo das Kind erst seine geistigen Kräfte bethätigen

muß, um etwas aus dem Spielzeug zu machen, liebt das Kind. Ob so die Phantasie angeregt oder erötet worden ist, das zeigt sich als Nachwirkung am Erwachsenen. Weiter erwächst der Mutter die wichtige Aufgabe, das Kind sehen zu lehren. In der elterlichen Wohnung sieht das Kind zum erstenmale eine kleine Welt; es heftet sich der Mutter an die Sohlen, um alles zu beobachten. Hier bieten sich der Mutter tausend Gelegenheiten, das Kind auf alles aufmerksam zu machen, ohne Pedanterie sein Auge zu läsen. Wer sich gewöhnt hat, Gegenstände seiner Umgebung scharf anzusehen, der wird, wenn er diese Gegenstände in den Werken der Maler wieder abgebildet sieht, mehr Freude daran haben; denn das „Dessillieren“ zwischen Kunst und Natur macht einen großen Teil der Kunstfreude aus. Dazu gehört aber ein großer Vorrat an Erinnerungsbildern, der dem heutigen Publikum mangelt. Schwichtig sind auch die Anregungen, bei denen das Kind tausend neue Eindrücke sammelt. Darum mühte sich die Mutter kümmern. Das Märchen-Lesen und Erzählen kommt hinzu. Wir sind so reich an wunderbaren Kinder- und Hausmärchen, die das Kind auf Flügeln der Phantasie emportragen. Aber wenige Mütter beschäftigen sich damit, sich die Märchen einzuprägen. Viele begnügen sich damit, ein Buch mit verdorbenem Text zu kaufen und durch ein Kinder mädchen vorlesen zu lassen. Viel größer ist das Vergnügen, wenn das Kind auf dem Schoße der Mutter dem frei erzählten Märchen lauscht. Man hat das alles bisher zu leicht genommen. Die Eindrücke der frühesten Kindheit haften am unverlöschlichsten. Das Gute, was in jener Zeit uns zugeführt wird, muß sich hundertfach verzinsen. Das Kind darf aber nicht merken, daß es zur Kunst erzogen werden soll, sonst geht die Unbefangenheit verloren. Die Mutter darf also ihren Plan, ihre Absicht nicht hervortreten lassen. Sie muß alles in sich verarbeitet haben. Das kann sie vielfach, weil bei ihr alles mehr gefühlsmäßig vor sich geht als beim Mann. Hier ist die Mutter zuerst zur Führerschaft berufen. Sie kennt die Reigungen des Kindes viel besser als der Lehrer. Das alles gilt freilich, wie der Vortragende ausführt, hauptsächlich nur für die Kreise der Wohlhabenden. Die Kinder der unbemittelten Klassen dagegen wären in viel größerem Maße auf die Schule angewiesen. Die Besorgnis nun, daß die Lehrer der Aufgabe heute noch nicht gewachsen sind, läßt sich nicht zerstreuen. Redner giebt sich aber der Hoffnung hin: wenn von der bürgerlichen Familie aus ruhig und ohne Ueberstürzung geschaffen werde, so werde in diesen Kreisen eine Generation von feinsinnigen Wesen entstehen, die dann selber das, was sie als Kinder von ihren Müttern her in sich aufgenommen haben, weiteren Kreisen zuzuführen wissen. —

**Musik.**

In dem gewöhnlichen Gang von Musikberichten, den wir jetzt wieder beschleunigt geben, versallen Autor und Leser leicht der Meinung, daß in den Konzert- und Opern-Aufführungen allein oder vorwiegend der eigentliche Stand der Musik zu suchen sei. Man meint dann etwa, ein vorberühmtes Glend dieser Darbietungen bedeute ein Glend des tontüftlerischen Lebens überhaupt. Nein: so sehr wir auch Grund haben, jenes Treiben im ganzen mißmutig zu betrachten, müssen wir doch aufmerksam machen, daß in unserem Musikleben entschieden viel Wertvolles, selbst Großes vorgeht; nur merkt man es auf seinem Konzert- oder Opernflü gerade nicht am leichtesten. Wo es zu suchen ist, darüber ließe sich freilich ins Unabsehbare hinein sprechen. Die praktische musikalische Produktion, die theoretische Behandlung der Musik und die pädagogische Uebermittlung unsrer Kunst bieten immer wieder und gerade jetzt eine Fülle von mindestens interessanten Leistungen. Beispielsweise ist es ein nicht genug zu schätzendes Gegenstück zu dem geradezu lächerlich engen Rahmen unsrer Konzertprogramme, daß Hugo Mann in einer Reihe von Kompositionen, die zu Mannheim in der Mitte des 18. Jahrhundertts wiefen, zumal in Johann Stamitz, eine ganz überraschende Vorgängerschaft Haydns und der „Klassiker“ überhaupt entdeckt hat. Die uns vorliegende Einleitung zu seiner heftentlich bald erscheinenden Herausgabe der „Symphonien der Pfalz-bayerischen Schule (Mannheimer Symphoniker)“ ist eine Leistung, wie wir sie nicht häufig zu sehen bekommen. Die „Denkmäler Deutscher Tonkunst“, die diese Arbeit soeben gebracht haben, sind dadurch in würdigster Weise bereichert worden. Am auch ein Beispiel aus einem Gebiete des gegenwärtigen Kunstlebens anzuführen, sei darauf hingewiesen, daß seit einiger Zeit eine energische Bewegung sich auf Reform der Konzertsäle und des Außerlichen der Aufführungen in ihnen richtet. Müssen wir uns von diesen Betrachtungen nun doch wieder zu Beispielen aus dem Konzerttreiben des Tages wenden, so ist es immerhin erfreulich, auch einmal in einen Konzertsaal zu geraten, der wenigstens Spuren von dem zeigt, was jene Bewegung will. Wir meinen den „Deutschen Hof“ (in der Ludauersstraße), den das seit Jahren emporstrebende „Berliner Tontüftler-Orchester“ allmählich kunstfähig macht. Das Eröffnungskonzert von vorgestern (Freitag) bedeutete zwar keine Konzertsreform, brachte aber einige beachtenswerte Novitäten. U. a. gab es eine Konzerts-Ouverture des Dirigenten Franz von Blon: „Frühlingsstimmen“, deren schwellende Frische auch die manchmal etwas schrille Instrumentierung annehmbarer machte. Ein „Kofatentanz“ von Seroff (doch wohl dem 1871 gestorbenen verdienstvollen modernen Komponisten Alexander Seroff?) war eine Erfrischung gegenüber der schredlich soliden Ouverture „Tasso“ von Joseph

Drambach (gest. 1902). Herr Konzertmeister Heinrich Aronson fiel in ein paar Solostücken durch einen feinen Geigenton auf.

Unverantwortlich war etwas in einem neulichen Konzert in der Singakademie. Eduard Behm spielte so schön Liederbegleitungen; aber stets mischte sich eine Sängerin hinein, und kaum war das vorbei, kam ein Klaviermann — beide vom Stamm jener, die sich für musikalisch halten.

**Kulturgegeschichtliches.**

— Antiker Liebeszauber. Die „Rölnische Zeitung“ schreibt: Im Britischen Museum zu London wird eine Papyrusrolle aufbewahrt, die einen lehrreichen Einblick in das Geistesleben der griechisch-römisch-egyptischen Welt gewährt. Sie ist ein Sammelwerk der magischen Kunst, das für alle möglichen Fälle und Wünsche ein Mittel anzugeben weiß. Wer z. B. dem Koch das Anzünden des Feuers unmöglich machen will, der soll ihm nur die Pflanze Immergrün auf den Herd legen; soll ein altes Weib nicht mehr so viel schwagen und trinten, dann soll man ihm klein geschnittenes Fichtenholz in die Suppe thun; ein wirksames Mittel gegen die springenden Plagegeister, dieses klassische Insekt des Südens, sind Oleanderblätter, in Meerwasser gelocht, usw. Am fesselndsten aber sind Rezepte, die dem unglücklich Liebenden helfen sollen, und von denen es eine große Auswahl giebt. Eins von diesen Zaubermitteln befiehlt, auf eine Meeremuschel das Tier des Typhon zu malen und sie dann in den Ofen eines Warmbades zu werfen mit den Worten: „Bringe mir her die Soudso, Tochter der Soudso, am heutigen Tage zu dieser Stunde, liebesentbrannt in Herz und Seele. Gleich, gleich! Schnell, schnell!“ Ein andres, das als besonders wirksam angepriesen wird, läßt den Liebenden auf eine zimmerne Rolle schreiben: „Schaff, daß die Soudso mich liebt“ und ihn dann nach einem Opfer die Rolle ins Meer werfen. Der Griffel aber, mit dem die Inschrift einzugraben ist, soll ein kupferner Nagel von einem gestrandeten Schiffe sein. Nach einem dritten wiederum soll man auf Zimblättchen die Worte schreiben: „Ich beschwöre Dich beim großen Obathios“, und es damit über eine Dornenheide legen. Wer nun mit solchen und andren Mitteln sich nicht begnügen wollte, der konnte seiner Geliebten noch schärfer zusehen. So konnte er ihr eine schlaflose Nacht bereiten, indem er auf eine Muschel vom Meeresstrande schrieb: „Es soll schlaflos bleiben die Soudso, die Tochter der Soudso, in dieser Nacht.“ Er konnte ihr endlich noch im Traume erscheinen. Dann mußte er zu seiner Hauslampe mehrere Male die Worte sprechen: „Es soll mich sehen die Soudso, geboren von der Soudso, im Traume. Gleich, gleich! Schnell, schnell!“ Mit den Träumen aber hatte es eine besondere Bewandnis. Eine der Hauptquellen des Aberglaubens im Altertum waren die Traumerscheinungen. Schon in recht früher Zeit ward das Traumdeuten zu einer förmlichen Kunst, und daß gerade in Aegypten die Traumdeuter sehr verbreitet waren, haben andre Funde gezeigt. Auf einem Platte des Louvremuseums sind von einem recht ungebildeten Menschen eine Reihe von Träumen aufgezeichnet worden, welche der Traumdeuter auslegen sollte, und es hat sich sogar das Aushängeschild gefunden, das ein vielverheißender Traumdeuter aus Areta vor seinem Hause angebracht hatte. —

**Humoristisches.**

— Raffiniert. „Wie sonderbar, Sie schreiben eine Karte an Ihre eigne Adresse!“ — „Gar nicht so sonderbar, bitte, lesen Sie!“ — „Berechter Herr!“ Am 22. d. M. findet die Beratung zu Art. 199 ff. statt. Richter scheinende zahlen die übliche Strafe von 10 Mark in die Kasse. Winkel, Schriftwart. . . . „Ja, was bedeutet denn das aber?“ — „Das ist doch einfach. Wenn ich einmal einen Abend allein fort will, so schide ich mir am Tage vorher eine solche Karte, von denen ich mir hundert Stück habe druden lassen. Meine Frau lieft sie natürlich und giebt sie mir, wenn ich mittags heimkomme. Ich stude dann und sage: Ach was, ich zahle diesmal die 10 Mark und bleibe zu Hause. Davon will natürlich meine Alte nichts wissen, und so gehe ich eben ungehindert aus!“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— D'Annunzio und die Duse arbeiten gemeinschaftlich an einem Werk in Versen, in dem die fünfundzwanzig schönsten Städte Italiens verherrlicht werden. Das Buch, das noch in diesem Jahre erscheinen soll, wird mit Reproduktionen italienischer Städtebilder geschmückt sein. — Strindbergs „Rauich“ geht als nächste Novität im Kleinen Theater (Schall und Rauch) in Scene. — „Das Baby“, eine neue Operette von Heuberger, fand bei der Erstaufführung im Wiener Karl-Theater eine freundliche Aufnahme. — Bei Cassirer wird heute die erste Winter-Ausstellung eröffnet; sie enthält Bilder von Israels und andren holländischen Malern, sowie eine Sammlung alter japanischer Holzschnitte. — Der Entwurf des Bildhauers Professor Rudolf Behr für das Brahms-Denkmal in Wien ist von den Preisrichtern einstimmig zur Ausführung empfohlen worden. — Joseph Dibrich hat für sein „heißes Zimmer“ von der Turiner Kunstausstellung den ersten Preis (8000 Frank) erhalten. —